Finca Covadonga, den 14. Novbr. 1902.

Sehr verehrter Herr Direktor!

Seit 3 Tagen sind wir glücklich auf der Finca angekommen und will ich Ihnen jetzt über die sehr interessante Reise berichten.

Vorher jedoch möchte ich Ihnen, sowie Ihrer werten Familie und ganz Wilhelmshof ein frohes Weihnachtsfest und glückliches neues Jahr wünschen.

Am 12. September also gingen wir von Hamburg und gleich in den ersten 2 Tagen hatte uns die Nordsee ein Wetter zugebracht, wie man es böser wohl kaum denken kann; unser Boot stampfte und schlingerte fürchterlich, sodaß wir im Durchschnitt nicht mehr als 5 Knoten machten, und eine Menge Zeit verloren. Die Seefrankheit setzte natürlich gleich ein und selbst den seefestesten Leuten wurde es etwas sonderbar zu Mute. Als wir durch den Kanal waren, wurde es besser und je mehr wir uns dem Süden näherten, je ruhiger wurde die See. Am 22. Morgens passierten wir die Azoren, leider legte unser Dampfer dort nicht an und wir mußten uns bis St. Thomas vertrösten. Am 1. Oktober erreichten wir auch dieses, wir waren bereits am Abend vorher angekommen, konnten jedoch nicht in den Hafen gehen, da es schon dunkel war, und der Lotse nicht mehr an Bord kam. Der Gesamteindruck von St. Thomas ist wunderbar schön und es hat mir von allen bis jetzt gesehenen Häfen am besten gefallen, mit Ausnahme des Hafens Amapata in der Fonscabai, die St. Thomas meinem Gefühl nach bedeutend übertrifft.

Nachdem die übliche Visite erledigt war, konnte man an Land gehen, und wir benutzten die kühleren Stunden, um uns St. Thomas anzusehen. Ein Rigger ruderte uns von der Kohlenstation zur Stadt hinüber, pro Person 1 Mk. (in St. Thomas nehmen die Leute fast alle Münzen an) und er hatte gut zu arbeiten, um uns in 20 Minuten herüberzubringen. Wir machten zuerst einen kleinen Spaziergang durch die Stadt, die sich in 25 Minuten Länge am Ufer dahinstreckt, und bewunderten die Eigentümlichkeiten der Tropen, die wohl auf jeden zum ersten Male einen besonderen Eindruck machen. Dieses Eine fällt jedoch sofort auf, daß in der Nähe gesehen die Stadt bedeutend an Schönheit verliert, namentlich kann man solches von fast allen spanisch-amerikanischen Städten behaupten, die man sich am besten nur aus der Ferne ansieht, wenn man ein schönes Bild haben will. In St. Thomas kann man sich noch sehr gut Tropenartikel kaufen, wie Helm, der praktischer wie in Deutschland zu haben ist, und andere Sachen, die man vergessen hat, mitzunehmen. Wir zogen uns bald in ein Hotel zurück, um uns noch durch eine gute Flasche dänisches Bier zu stärken und begaben uns dann wieder bald auf

den Dampfer, da unser Kapitän Ordre bekommen hatte, so schnell wie möglich nach Colon zu fahren, um einem Dampfer der Pacific Mail zuvorzukommen und dessen Ladung zu bekommen, dabei fällt mir ein: Ursprünglich war ich im Zweifel, ob es nicht besser wäre, Hamburg-Newyork zu reisen, um von dort mit vortheilhafter Linie, die alle 8 Tage nach Colon geht, weiter zu fahren; ich bin sehr froh, es nicht getan zu haben, nach Schilderungen mehrerer Herren soll die Verpflegung derartig miserabel sein, daß man gut tut, sich selbst gründlich zu verproviantieren, wenn man nicht hungern will; auch sonst soll die Leitung dieser Dampfer viel zu wünschen übrig lassen.

Um $3/15$ Uhr gingen wir also weiter, und zwar war Kingston der nächste Hafen, den wir anlaufen sollten; am übernächsten Tage Vormittags $1/2 10$ Uhr nahmen wir den Voss an Bord, der uns weit hinaus entgegengefahren war, da die Einfahrt, der vielen Barren wegen sehr schwierig ist, und man gut manövrieren muß, um glücklich hereinzukommen. So hatte vor einigen Wochen ein Dampfer dort 6 Tage lang arbeiten müssen, um wieder von einer Bank loszukommen. Um $12 1/2$ Uhr lagen wir fest und konnten in $1/2$ Stunde an Land. — In Kingston hat man es bequemer, man braucht da nicht erst mit einem Boot hinüberzufahren, sondern liegt direkt am Festland.

Die Stadt macht entschieden einen großstädtischen Eindruck. Eine großstädtische Straßenbahn mit elektrischem Betriebe, wie man sie comfortabler nicht in Europa findet, sorgt in genügender Weise für den Verkehr. Die Häuser und Straßen sind in gutem Zustand, letztere mit einem tadellosen Pflaster, wie man es besser kaum finden kann. Wir setzten uns in die „Elektrische“ und fuhren zur Stadt hinaus nach „Hope Garden“, um uns dort den botanischen Garten anzusehen. Alle Pflanzen sind sehr gut gehalten und gepflegt, es tat uns leid, daß wir nicht länger Zeit finden konnten, die verschiedenen Arten näher zu betrachten. In 1 Stunde mußten wir leider wieder zur Stadt zurück, um vor Dunkelwerden dort einzutreffen. Als wir aus dem Wagen stiegen, sahen wir hinter uns die untergehende Sonne. In leuchtendem Rot schimmerten die Berge, die zierlichen Palmen zeichneten sich scharf gegen den Himmel ab, links im Hintergrund erblickte man die See. — Ein prächtiges Bild! —

Das Leben und Treiben abends auf den Hauptstraßen ist ziemlich lebhaft. Sehr interessant waren übrigens auch die Markthallen, in denen in den frühen Abendstunden alles zusammenströmte, um für den kommenden Tag die Küche frisch zu versorgen. — Um $9 1/2$ Uhr ging es dann wieder an Bord zurück.

Am nächsten Morgen lag ich noch im Bett, als ich beim Erwachen bereits die Maschine arbeiten hörte, wir hatten eben vom Lande losgemacht, und ich warf mich noch schnell in die Kleider, um dem herrlichen Kingston einen Gruß zuzuwinken, es

war zu schön dort, und gerne wären wir noch einen Tag länger geblieben.

Sabanilla, der Hafen von Baranquilla, war der nächste Ort, den wir anliefen, und zwar der erste auf amerikanischem Boden. Bekanntlich ist Columbien noch immer im Revolutionszustand und hatten wir das Vergnügen, auch einen columbianischen Kreuzer zu sehen, der Soldaten nach Karthagena brachte.

Es ist tatsächlich ein Vergnügen, ein solches Ding zu betrachten. Es mußte früher als Lustjacht irgend eines Amerikaners bessere Tage gesehen und gehabt haben, jetzt machte es einen sehr mäßigen oder besser gesagt, lumpigen Eindruck. Neuerst komisch und belustigend wirkten die Soldaten, von denen viele im Alter von 12—14 Jahren ihr Schießgewehr kaum tragen konnten. Im Hafen selbst ist absolut nichts los, und so freuten wir uns, daß wir am nächsten Tage nach Karthagena kamen.

Wir erhielten dort vom „jefe de la Plaza“ die Erlaubnis, an Land zu gehen, an Bord gesandt, und gingen nachmittags, als die größte Hitze vorüber war, zur Stadt. Zuerst suchten wir die Post auf und lernten dabei gleich die großartigen Geldverhältnisse Columbiens kennen. Hauptzahlungsmittel ist Papier, und zwar steht der Kurs dafür in Beziehung auf amerik. Gold 8000 (d. h. für Dollar 1 Gold erhält man 80 Papier;) man kann hieraus schon auf die traurigen Verhältnisse des ganzen Staates schließen.

Die Stadt selbst ist ganz romantisch gelegen und muß ehemals auch schön gewesen sein, jetzt ist alles sehr heruntergekommen und zerfallen. Wir fuhren auf dem schauerhaften Pflaster in einem miserablen Wagen, der bald rechts bald links umzukippen drohte, umher, um uns einige schöne Bauten anzusehen, z. B. die Kirche de la madre ist sehr sehenswert und zeigt, wie mehrere öffentliche Gebäude, die Ueberreste der alten spanischen Kultur. Die von Natur vorzügliche Hafeneinfahrt ist leider künstlich verschüttet, und man muß einen 6 Seemeilen großen Umweg machen.

Zur Stadt hinaus ging's durch ein Tor von ganz sonderbarem Stil, davor befindet sich eine Art Siegesallee, nicht ganz so großartig wie die in Berlin, doch könnte man fast annehmen, daß die letztere nach jenem Muster angelegt ist. — Außerhalb der Stadt liegen wieder die Villen der besseren Leute, von denen es hier allerdings sehr wenige giebt. Unseren Kutscher fragten wir nach den Arbeitslöhnen, die entsprechend den ganzen übrigen Verhältnissen sehr minimal sind.

Die Bevölkerung macht einen sehr verlodderten Eindruck, das Einzige an der ganzen Gesellschaft sind die schönen, schwarzen Augen, mit denen sie die Fremden höchst verwundert anstarren. — Als drüben in den Bergen ein schweres Gewitter im Anzuge war, beschlossen wir den Rückzug und langten um 7 Uhr wieder glücklich auf dem Schiffe an.

Abends erhielten wir die äußerst erfreuliche Mitteilung, wir sollten noch 400 Deysen mit nach Colon nehmen. Da es nur noch

1½ Tage waren, beruhigten sich die meisten Passagiere, so unangenehm es auch war, das ganze Oberdeck voll von den Viechern zu haben; sogar über unserer Kabine, in der es daher auch so stark nach Landwirtschaft duftete, daß wir es vorzogen, an Bord zu schlafen. Sehr originell war das Uebernehmen der Tiere an Bord: zwei Stück wurden zusammen an den Hörnern mit einer Kette festgemacht und einfach mit der Dampfwinde auf Deck gehoben; den Tieren bekam es ganz gut, und die ganze Sache ging schnell von statten; glücklicher Weise hatten wir vollkommen ruhige See, sodaß alle heil nach Colon kamen. Am übernächsten Tage morgens waren wir dort, und nachdem wir uns von allen herzlich verabschiedet hatten, benutzten wir gleich den Frühzug, um schon vor der größten Hitze die Bahnfahrt hinter uns zu haben. Einfach haarsträubend sind die Preise der Panama Bail Road; für die kurze Strecke mit ca. 2 Ctr. Gepäck 11 Doll. Gold ist wohl ein bißchen stark, es ist sehr notwendig, daß eine Konkurrenzbahn gebaut wird, damit es in dieser Hinsicht besser wird. Die Bahn wird von einer Abteilung amerikanischen Militärs begleitet, die in der Mitte des Zuges ein Maschinengewehr aufgestellt haben, um etwaige Angriffe zu verhindern. Es sind ca. 28 Stationen, der Zug hält also alle Augenblicke. Eine Strecke weit geht die Bahn dicht am Kanal, und man sah die riesigen Schwierigkeiten, die sich dem Bau entgegenstellen. Man könnte fast glauben, der Kanal werde nie zu stande kommen, so wichtig er in commercieller und besonders aber auch in strategischer Hinsicht wäre. Die Hindernisse verschiedenster Art sind geradezu unüberwindlich, in dem miserablen Klima kann kein Mensch lange arbeiten, so ist es auch denkbar, wenn man von dem Bahnbau Panama-Colon sagt, jede Schwelle hätte ein Menschenleben gekostet. — — —

Wir haben bereits den 28., mein Brief liegt also schon 14 Tage, ohne zur Vollendung zu kommen. Sie werden es daher gewiß verstehen, sehr geehrter Herr Direktor, wenn ich mich jetzt etwas kürzer fasse und über Panama, die Häfen der Westküste und manches andere vielleicht später berichte. Nur die Tage, die wir wohl oder übel in der Nähe des Santa Maria verlebten, will ich des allgemeinen Interesses wegen näher beschreiben.

Am 23. morgens landeten wir gegen 6 Uhr in Champerico. (Wir mußten diesen Hafen leider nehmen, da in San Venito der Dampfer nicht anlegte.) Wir hatten glücklicher Weise ruhige See und so ging das Aussteigen vom Dampfer mit der „caula“, d. i. eine Gondel, in der die Passagiere vom Schiff auf die Lancha und von dieser auf den Muelle gehoben werden, sehr schnell vor sich, ebenso die Revision auf dem Zollamt. Bis auf meinen Sattel, für den ich 62 Pesos Zoll zahlen mußte (ca. 32 Mk.), wurde nichts weiter beanstandet und wir konnten den Zug, der um 12 Uhr von Champerico geht, benutzen, sodaß wir um 3½ in Metalhulen sein konnten. Metalhulen liegt ca. 27 leguas von Champerico in 800 Fuß Höhe, die Bahn geht von dort weiter nach St. Felipe

und Mazatenango. In Metalhuleu erhielten wir abends in unserem Hotel noch die Nachricht, daß am übernächsten Tage unsere Tiere in Caballo Blanco, das ist eine Eisenbahnstation auf halbem Weg nach Champerico, sein sollten. Wir machten daher unser Gepäck für den Maultiertransport am nächsten Tage fertig, in der guten Hoffnung, in 5 Tagen auf der Finca zu sein.

Jedoch es sollte anders kommen.

Am Nachmittag war der Regal des Santa Maria, der von Metalhuleu ca. 25 Kilometer in nördlicher Richtung liegt, noch klar zu sehen, als später, wie es schien, ein Gewitter aufzog, das um den Santa Maria stehen blieb. Abends sahen wir aus unserem Hotelfenster, wie aus der dunklen Wolke, die um den Gipfel des Vulkans lag, fortwährend sonderbare Blitze und Feuererscheinungen hervorzuckten. Auffallend war die verschiedenartige Farbe und Form, ebenso auch die Feuerfugeln, die senkrecht in die Höhe schossen. Anfangs glaubten die Leute teilweise noch, es sei ein starkes Gewitter, da man von den unterirdischen Getösen und dem Donnern nichts hörte. Wir legten uns denn auch einigermaßen ruhig zu Bett und wachten sonderbarer Weise erst morgens um 5 Uhr auf, als der Vulkan schon stark arbeitete. Wir kamen etwas schneller wie gewöhnlich in unsere Kleider und unser erster Blick galt dem Santa Maria. Die Wolke hatte sich ganz ausgebreitet, jeden Moment durch Blitz und Feuer erleuchtet, jede Sekunde die sogenannten *retumbos* mit einer solchen Schärfe, daß man hätte glauben können, es würden dort hunderte von Kanonen mit einem Male abgefeuert. Der Luftdruck war bis auf diese weite Strecke so stark zu merken, daß die Flamme einer Kerze nach jedem starken Stoß sich nach einer Seite hinüber neigte.

Um 8³/₄ Uhr fielen die ersten kleinen Steine, etwa so groß wie eine Erbse, die sich dann bald zu grobem Sand verkleinerten. Unser Zug von St. Felipe, der uns nach Caballo Blanco bringen sollte, traf mit einer Stunde Verspätung ein, vollgepackt von Menschen, die sich flüchteten. Um 10 Uhr gingen wir nach Caballo Blanco, unterwegs wurde es dunkler und dunkler, der Aschenregen stärker, und als wir in Caballo Blanco eingetroffen waren, wurde es bald total dunkel, als ob es Nacht wäre. Das einzige Mittel für die Leute, ihre Angst zu betäuben, schien der Alkohol zu sein, der bei jeder besonderen Gelegenheit hier leider die erste Rolle zu spielen scheint, und in der Tat, ich habe hier in jenen wenigen Tagen mehr Betrunkene gesehen, wie während meines ganzen Lebens in Deutschland. — Auf unsere Weiterreise mußten wir natürlich vorläufig verzichten, da unser Weg dicht in das Gebiet des Santa Maria führte. Wir fuhren daher um 2¹/₂ Uhr nach Metalhuleu zurück, auf halbem Wege wurde es heller, es fiel weniger Asche, und als wir in Metalhuleu waren, sahen wir dort eine Aschenschicht von ca. 15 Centimeter. Das Gedonner und Getöse hatte nachgelassen. In der Stadt war alles in Aufregung, durch die Straßen zogen Prozessionen, auf dem Markte hatten sich viele

in Zelten niedergelassen, die sich in den Häusern nicht sicher genug fühlten. Das Erdbeben hatte fast ganz nachgelassen, man merkte nur an lose hängenden Türen, die fortwährend zitterten, daß die Erde in Bewegung war. Den ersten wirklich starken Stoß fühlten wir erst gegen 4 Uhr; wir saßen im Hotel unter einem leichten Holzbau, als plötzlich die ganze Sache für einige Sekunden hin und herwackelte, wobei einem jeden doch etwas eigenartig zu Mute war. In der Nacht nahmen die Retumbos wieder zu, doch schliefen wir, nach einem guten Abendessen bei einem äußerst liebenswürdigen deutschen Herrn, ganz gut bis zum andern Morgen, nur durch einige stärkere Stöße gestört, die wohl ohne Gefahr waren, da wir uns unter einem festen Holzbau befanden, der schon viel ausgehalten hatte, ohne Schaden zu nehmen; man muß nur das Bett nicht so nahe an massive Wände stellen, wenn diese etwa zusammenfallen sollten.

Am nächsten Morgen gingen wir wieder nach Caballo Blanco, da die Lebensmittel in Metallhüllen bedeutend in die Höhe gingen; wir versahen uns noch für etwaige Fälle mit Conserven und um $\frac{1}{2}$ 12 waren wir wieder in Caballo Blanco. — Die Pflanzungen sahen trostlos aus, die Asche hatte alles zu Boden gedrückt und zerknickt und der noch vor kurzem so herrliche Urwald war mit einer schmutzig grauen Decke überzogen. Ein schaurig interessantes Bild bot der Fluß Ocofite. Dieser kommt von dem Abhang des Santa Maria nordöstlich von der Ausbruchsstelle (bekanntlich ist der Ausbruch nicht auf der Spitze des Berges, sondern am Fuße nordöstlich davon aus einem kleinen Seitenfegell erfolgt) und geht an Caballo Blanco vorbei nach Ocofite. Statt des Wassers führte dieser Fluß eine Masse aus Bimsteinen und Asche, Bäumen, Balken u. s. w. bestehend; diese bewegte sich langsam vorwärts, alles mit sich fortreisend. Die Fische und Krebse lagen natürlich alle oben auf, und konnten wir uns davon ein Abendessen zubereiten lassen, das uns nach allen Entbehrungen vortrefflich schmeckte.

Wir waren sehr erfreut, als die lange Nacht endlich vorüber war, schlafen konnte man nicht besonders, da durch das elende Schilfdach fortwährend Asche herabrieselte und die Bettgestelle andauernd hin- und hergingen. Am nächsten Morgen bekamen wir vier Tiere zusammen, und mit dem nötigstem Gepäck versehen, machten wir uns auf den Weg, in der Hoffnung, doch vielleicht durchzukommen. Je weiter wir indessen ritten, desto dunkler wurde es, bis schließlich wieder etwas Asche fiel. Wir trafen dann Finceros, die von Coatepeo kamen, von diesen hörten wir, daß die Asche dort 1 Meter Höhe erreicht hätte und die Wege natürlich unpassierbar seien: es blieb uns nichts weiter übrig als umzukehren.

Wir hielten es nun für das Beste, nach Champerico zu gehen, und dort den nächsten Dampfer für S. Benito abzuwarten. Dieses war der am 8. November gehende Kosmosdampfer. Da es unmöglich war, 10 Tage in dem heißen Champerico zu sitzen, gingen wir nach Guatemala, Hauptstadt, und nachdem wir dieses uns in

8 Tagen gründlich angesehen und in der großartig schönen Umgebung täglich einen 4—5 stündigen Spazierritt gemacht hatten, brachte uns der „Amasis“ nach San Benito. Von dort waren es noch $1\frac{1}{2}$ Tagereisen zur Finca, wo wir am 11. glücklich anlangten.

Die Mische hat hier in Mexiko bedeutend weniger geschadet, namentlich die hochgelegenen Fincas, wie auch die unsrige, haben nicht so stark gelitten, da der starke Regen schon fast die gesamte Mische fortgeschwemmt hat, und alles treibt und gedeiht besser und kräftiger wie vorher. — Zugleich geht eine Mischenprobe mit ab, zur Untersuchung für das Laboratorium ist es wohl von Interesse.

Covadonga liegt herrlich schön; wenn alles wieder grün und neu erstanden ist, muß es hier paradiesisch sein. Dieser großartige Rundblick nach der Vulkanfette von Guatemala — der Tacana und Tacamulco gucken gerade hinter einem Berge hervor — weiter zur Rechten über die vorliegenden Ländereien bis zum Meer, diese Sonnenauf- und Sonnenuntergänge sind einzig, und ich habe wohl nicht ohne Grund Mexico bevorzugt. Das Klima ist besser als sonst irgendwo, der Boden trägt alles, so daß man auch wohl selten einen so abwechselnd reichhaltigen Küchenzettel finden wird. Wir sind jetzt mitten in der Ernte, leider fehlt noch immer ein Teil der Leute, die bei der Katastrophe ausgerissen sind, (Covadonga hatte 38 Stunden Nacht, der Wind hatte eben alles nordwestlich getrieben) und die erst langsam mehr oder weniger freiwillig zurückkehren. Ein weiterer Uebelstand ist der, daß die starken Regen fast an jedem Tage die Toma zerstören. Toma nennt man die Leitung, die das Wasser von den Bergen sammelt und zu einem Bassin bringt, von diesem geht das Wasser durch eine 6zöllige Röhre zum Peltonrad, welches die Maschinen treibt. Es ist natürlich immer eine große Störung und ein Nachteil für den Kaffee, wenn er nachts im Tanque liegen bleiben muß ohne entpulpt zu werden, und wenn die Secadora nicht arbeiten kann.

Die Erdbeben im Frühjahr und Herbst haben hier große Unordnung und Verwüstung angerichtet, und es wird gewiß noch geraume Zeit dauern, bis alles im alten Geleise ist. Einen näheren Bericht über die Arbeiten und sonstigen Verhältnisse hier will ich Ihnen, verehrter Herr Direktor, später zukommen lassen, sobald ich mehr Zeit zur Verfügung habe.

Die Kameraden und Herren Lehrer bitte ich Sie, von mir herzlichst zu grüßen. Durch Kazer erfuhr ich leider heute den traurigen Unfall von Herrn und Frau Professor Tesca und wünsche ich aufrichtig recht baldige Besserung.

Ihnen, sehr verehrter Herr Direktor, sowie ihre werten Familie sende ich ebenfalls meine herzlichsten Grüße und verbleibe

Ihr stets dankbar ergebener

Walter v. Bodecker.

Finca Covadonga, den 9. März 1903.

Sehr verehrter Herr Direktor!

Besten Dank für die Uebersendung der letzten Nummer des „Kulturpioniers“, den ich mit großer Freude studiert habe; mir fehlten schon seit längerer Zeit Nachrichten aus Witzhenhausen und war ich daher sehr befriedigt, wieder etwas zu erfahren.

Daß die Asche entschieden vorteilhaft gewirkt hat einerseits, haben wir namentlich auch gestern am Blütensonntag von Covadonga gesehen. Herrliche Bäume! Es wäre zu wünschen, die Ernte brächte das, was die Blüte zu versprechen scheint, nach dem bösen Verlust des vergangenen Jahres namentlich könnten wir es brauchen.

Wir sind augenblicklich tüchtig beim Düngen, und zwar wird gegeben pro Baum Pulpa, Stalldung und künstl. Dünger $\frac{1}{2}$ Pfd. (Verhältnis 14.3 Doppelsuperphosphat, 33.3 Chlorkali und 52.4 Ammoniumsulfat und 40 gr Kalk); andere Pantes erhielten dann nur Stalldung, Pulpa und 20 gr Kalk; jedenfalls haben die vorjährig gedüngten Stücke und Versuche gezeigt, welch großen Vorteil und Erfolg man mit künstlicher Düngung, richtig angewendet, erzielen kann.

Unsere Ernte liegt leider noch immer unbenefiziert auf der Finca, ich glaube und hoffe, wir werden am 15. ds. Monats auf der Nachbarfinca San Antonio damit anfangen, es wäre sehr zu wünschen, namentlich auch da später in der Regenzeit der Transport zum Hafen der vielen Flüsse sehr schwierig ist. Das Zuckerrohrfeld auf unserer anderen Finca Mexiko hat sich nach der Asche sehr gut erholt, trotz der Trockenheit ist es so frisch wie selten, eine Trapiche (d. i. eine Zuckerrohrquetsche) ist schon bestellt, und bald werden wir uns den Zucker dann selber machen.

Ihnen, sehr verehrter Herr Direktor, möchte ich nur noch einmal versichern, wie glücklich und zufrieden ich hier bin, besser hätte ich es wirklich nicht treffen können; der Anfang sah gewiß nicht darnach aus, am 2. Tage seiner Ankunft gleich einen Mischenregen auf den Kopf bekommen, hat entschieden wenig für sich, ich hätte daran in jenen Tagen nicht gedacht, daß sich alles so gut entwickeln würde.

Anbei sende ich einige Bilder von Covadonga (ich bin übrigens nicht in Tapachula, wie es im „Kulturpionier“ steht, letzteres ist ein schauderbar heißes und wenig gesundes Nest, wo zu wohnen, ich mich herzlich bedanke), die Ihnen und den Kameraden vielleicht interessant sind.

Viele herzliche Grüße an Sie, sehr verehrter Herr Direktor, Ihre werte Familie, die Herren Lehrer und alle Kameraden

Ihr stets dankbar ergebenster

Walter v. Bodeker.

Finca Covadonga, 31. Mai 1903.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Verzeihen Sie mir, bitte, wenn ich Ihnen erst heute auf Ihr freundliches Schreiben vom 5. März antworte und auch jetzt erst für die Uebersendung des „Kulturpioniers“ bestens danke.

6 Wochen habe ich an einer bösen Malaria zu Bett gelegen, die ich mir durch Unvorsichtigkeit zugezogen hatte. Hierauf gab es gleich eine solche Fülle von Arbeit, da mein Mitangestellter 6 Wochen die Finca allein verwaltet hatte und sehr viel in den Büchern nachzuholen war. Mein Chef hatte während dieser Zeit schwer mit einer heftigen Malaria zu kämpfen, sodaß wir froh waren, als er sich endlich wieder erholte. Augenblicklich befindet er sich auf einer Erholungsreise nach San Francisco, von der er in ca. 2 Monaten zurückkehrt.

Daß jetzt auch dem Spanischen mehr Interesse zugewendet wird, habe ich mit Freude gelesen, eine spanische Zeitung will ich bestellen und sie Ihnen dann gerne regelmäßig zusenden.

Die Anstellungen von Bindel, Kracke und Seiz haben mich ebenfalls erfreut, Kracke muß entschieden einen guten Missionskaufmann abgeben, hoffentlich sagt ihnen ihre Tätigkeit zu und sind sie in ihren Stellungen zufrieden. Die Aussichten für die Kameraden hier sind nicht gerade sehr große, durch die Katastrophen in Guatemala ist ein großes Angebot von Stellessuchenden vorhanden, und ich glaube kaum, daß sich dieses so bald ändern wird.

Meine eingesandte Probe von Asche haben sie doch erhalten?

Hoffentlich befinden Sie sich, sehr verehrter Herr Direktor, sowie Ihre werthe Familie wohl und gesund.

Für heute will ich schließen und verbleibe mit den besten Grüßen an Sie, Ihre werthe Familie, die Herren Lehrer und die Kameraden

Ihr stets ergebener

Walter v. Bodecker.